

ERLÄUTERUNGSHEFT ZU DER IMAGO-STRAHLBILDREIHE

0 3 6 2

BILDER AUS DEM ERZGEBIRGE

DÖRFER UND STÄDTE



Aufnahmen von Albert Renger-Patzsch

Erläuterungen von Dr. Siegfried Sieber

IMAGO STRAHLBILD BERLIN

Beim Vorlesen der Erläuterungen zu den Strahlbildern sollten die Abschnittsüberschriften, die Bildnummern und die Bildtitel, die nur dem besseren Zurechtfinden dienen, weggelassen werden. Sie sind deshalb in Schrägschrift gesetzt.

EIN GANG DURCH GEBIRGSDÖRFER

Bild 1 Bernsbach

Die Dörfer um Aue und Schwarzenberg sind sämtlich um das Jahr 1200 von deutschen Bauern gegründet. Bernsbach erscheint urkundlich 1240 als Besitz des benachbarten reichen Zisterzienserklosters Grünhain unter dem Namen „Wernhardisbach“. Es weist in seiner Anlage den erstaunlichen Höhenunterschied von 325 m vom untersten bis zum obersten Hause auf, „klettert“ also wahrhaftig in seinem manchmal sehr engen, aber nach oben verbreiterten Bachtale aufwärts bis dicht an die Waldhaube des Spiegelwaldes. Aber aus seinem Tal ist es längst nach den Seiten hinausgewachsen, hat breite Querstraßen mit fensterreichen Fabriken besetzt und verschiedene Siedlungsviertel vorgeschoben ans Nachbardorf Beierfeld oder hinüber zu dem jetzt mit Bernsbach verbundenen Oberpfannenstiel.

Wie Beierfeld und Grünhain ist Bernsbach ein Hauptplatz vielseitiger Blechwarenindustrie. Im 18. Jahrhundert wurden hier aus Eisenplatten Blechlöffel geschnitten, gehämmert und poliert. Auch Steigbügel, Sporen, Pferdegebisse entstanden unter geschickten Händen. Jetzt macht man in jedem zweiten Hause des langgestreckten Dorfes Kannen oder Trichter, Siebe oder Reibeisen, Gießkannen oder Feuerzeuge. In tausenderlei Formen und Größen entstehen Blechgeräte, wie Kuchenformen, Brotkapseln, Eierbecher, Fahrradlaternen, Schöpflöffel. Weißblech, Schwarzblech, lackiertes oder gespritztes Blech, auch viel Aluminium ist dazu nötig.

Große Werkstätten von Kofflügelfabriken beherrschen das Ortsbild, wie auch sonst Karosseriebau für Kraftwagen und Motorräder hier vertreten ist. Beierfeld ist durch seine Sturmlaternen berühmt. In Schwarzenberg und Grünhain gibt es bedeutende Emaillierwerke für Töpfe, Teller, Kochgeschirre, Büchsen. Auch Kanister, Ölkannen für die verschiedensten Spezialmaschinen, Reifzwecken und viele andere Blechwaren für Haushalt und Küche gehen von hier in alle Welt.

Trotzdem behauptet sich zähes Bauerntum hier oben, wenn auch überall große oder kleine Industriebetriebe zwischen die Güter geschoben sind. Diese Blechdörfer haben ihre 8000 und mehr Einwohner und tragen in ihren Mittelabschnitten städtisches Gepräge mit Kaufhäusern, Läden, Kinos, öffentlichen Gebäuden und Gasthöfen.

Der Blick über Oberbernsbachs sonnenbeschienene Schieferdächer geht hinauf zum Kamm mit dem Gottesgaber Spitzberg in der Mitte. Die Aussicht von Bernsbach oder dem nahen Spiegelwald gehört zu den stärksten Landschaftseindrücken, die das Erzgebirge geben kann.

Bild 2 Rittersgrün

Im Gegensatz zu den dichtgedrängten Blechdörfern sind viele Kammorte aufgelöst in Streusiedlungen, z. B. ein großer Teil von Rittersgrün. Wir blicken über die vereinzelt kleinen Gehöfte und Bauernwirtschaften hinüber zum Fichtelbergwald, in dessen weiten Mantel Rittersgrün eingebettet ist. Weit hinauf streckt es seine schlichten Häuser, weist aber an einigen Stellen auch nette Sommerfrischenvillen auf und erreicht mit den letzten Ausläufern die tschechoslowakische Grenze, so daß einige dicht an der Straße stehenden Gebäude schon der böhmischen Seite angehören. Zwar nutzen viele fleißige Familien die kleinen mageren Äcker und die Grasfluren. Aber vor allem war Rittersgrün jahrhundertlang ein Dorf der Eisenbergleute und Hammerschmiede. Drei Hammerwerke nutzten seit

dem 17. Jahrhundert die Wasserkraft des Pöhlbaches und fertigten Pflugscharen, Schaufeln und andere Eisenwaren, vor allem aber Schwarz- und Weißblech. Heute sind an Stelle der dröhnenden Hämmer Sägemühlen, Holzschleifereien und Pappenfabriken getreten. Ganz neuerdings ist der Bergbau wieder erwacht. Viele Jahre lang haben die Rittersgrüner auch an Sommergästen und Wintersportlern gut verdient. Eine Kleinbahn zieht das lange Tal herauf und von den obersten Häusern führt eine wohlgepflegte Waldstraße nach den Tellerhäusern und dem Fichtelberg.

Über den Rittersgrüner Paß fielen 1632 die Wallensteiner unter General Holk verwüstend ins Westerzgebirge ein, zerstörten hauptsächlich Bergwerke, Hammerhütten, Schmelzöfen, Mühlen, um Sachsens blühende Wirtschaft zu vernichten.

Bild 3 Waschleithe

Der Name Leithe ist häufig im Erzgebirge und bezeichnet Berge, z. B. die bewaldete Morgenleithe bei Lauter, oder steile Hänge (Spitzleithe bei Blauenthal). Waschleithe hat seinen Namen wahrscheinlich vom Auswaschen von Erzen, die nahebei in reichen Lagerstätten vorhanden sind. Die Flur des kleinen Dorfes zeigt zwar klare Hufenstreifen, doch weist der Ort nur kleine Landwirtschaften auf, im Erzgebirge allgemein früher Gärtnergüter genannt. Mit den nahen Ortsteilen Heide und Mühlberg zusammen ist Waschleithe offenbar eine ziemlich späte bergmännische Siedlung. Nur sind die Einwohner erst bei Nachlassen des Bergbaues zur Landwirtschaft übergegangen. Die Landschaft zeigt milde und weiche Züge, ganz anders als in der Kammgegend.

Eine Pappenfabrik gehört zum Ort und die meisten Bewohner Waschleithes gehen in die Fabriken von Grünhain, Beierfeld und Schwarzenberg zur Arbeit.

Bild 4 Wildenthal

Ganz entzückend schmiegt sich Wildenthal in die weiten Auersbergwäldungen ein. Das Tal der Großen Bockau, an dem es liegt, ist schmal. So bleibt wenig Platz im Talgrunde und für Felder ist schon gar kein Raum. Auch ist Wildenthal nicht als Bauernort gegründet, sondern es entstand 1596 als Hammerwerk mitten im einsamsten Walde, aber nahe an vielen damals offenbar erst erschlossenen Eisensteingruben. So konnte das Erz leicht herangebracht werden, ebenso lagen die Kohlenmeiler

ringsum im Walde. Die Wasserkraft des muntren Gebirgsbaches war stark genug, die Räder für Blasebälge und Eisenhämmer zu treiben. Um die Werksgebäude herum bauten sich die Hammerschmiede in einfachen Hütten an. Auf diese Weise ist das Dorf entstanden und hat jahrhundertlang als Hammerschmiedsnest sein einsames, dürrftiges Dasein gefristet. Mit der Zeit wurde so viel vom Walde urbar gemacht, daß saftige Wiesen die Talseiten einfassen. Viele der kleinen Häuser haben ihren Stall und einen Heuboden für Kühe oder Ziegen.

Um 1820 gingen die Hammerwerke des Erzgebirges fast sämtlich ein. Ursache hierfür war, erstens daß England gewalzte Bleche auf den Markt brachte und damit die mühsam aus Eisen gehämmerten erzgebirgischen Bleche weit übertraf; zweitens daß Preußen durch seinen Zolltarif vom Jahre 1819 die erzgebirgische Ausfuhr unterband. Auch Wildenthal verarmte. Höchstens daß Spitzenklöpplerinnen und Arbeiterinnen für die Eibenstocker Stickindustrie etwas verdienten. Die Männer gingen zur Waldarbeit. Eine Oberförsterei erhielt ihren Sitz in Wildenthal.

Seit 1860 blühte Wildenthal langsam wieder auf. Denn von hier aus begann die Erschließung des Erzgebirges für den Fremdenverkehr, angelegt durch Professor Delitzsch aus Leipzig. So wurde Wildenthal beliebte Sommerfrische, erhielt gute Gasthöfe, legte Spazierwege an, sorgte für Ruhebänke, und der Ausflugsverkehr nach dem Auersberg brachte viel Wanderer oder später Kraftfahrer hierher. Im Winter erfüllten Schneesportler mit fröhlichem Trubel das stille Tal.

Unser Bild zeigt, wie lieblich diese Landschaft trotz einer Höhenlage von über 700 m wirkt. Heute verdient sie keineswegs den Namen, den die ersten Siedler gaben. Drüben am untersten Waldrand sieht man den Betriebsgraben des einstigen Hammerwerkes hinziehen. Restliche Werksgebäude erscheinen noch ganz rechts am Bildrand.

Forstwirtschaft und Waldarbeit beschäftigen noch immer einen großen Teil der Bewohner, aber auch die Stickereiindustrie fand hier fleißige Heimarbeiterinnen.

Für viele erzgebirgische Walddörfer kann Wildenthal als typisch gelten.

Bild 5 Bermsgrün

Dicht hinter den weit über die Flur verteilten Stadtgütern von Schwarzenberg schließt die Bauernflur Bermsgrün an. Oberfränkische oder fichtelgebirgische Einwanderer gründeten hier um 1200 ein Dorf. Zunächst waren es wohl 18 Gehöfte, wie man aus den alten Hufenstreifen noch

heute schließen kann. Doch wurde die Waldhufe der ersten Siedler von vornherein nur halb so groß gemessen, als sonst im Erzgebirge üblich war. Im Laufe der Zeit haben manche dieser Kleinbauern ihren Besitz nochmals geteilt, um ihre Kinder zu versorgen. Daher sind, wie auch in vielen anderen Erzgebirgsdörfern, zahlreiche Zwergwirtschaften übriggeblieben.

Das alte Waldhufendorf war doppelreihig. Rechtwinklig zu ihm steigt eine weitere Siedlung landloser oder landarmer Waldarbeiter, Köhler, Pecher und Bergleute den Abhang empor. Sie benutzt die alte „Viehzeit“ (Viehtreibe) und den „Sack“, d. h. Weidefläche, also ehemaliges Gemeindeland. Der Steilheit des Geländes wegen ist jedes Haus terrassenförmig gegen das Nachbargebäude erhöht worden. Die Häuser sind eng aneinandergerückt, schmal und niedrig. Sie brauchen festen Dachschiefer und dicke Giebelbretter als Wetterschutz. Die Häusler halten Ziegen, Hühner und Karnickel. Sie haben am Haus kleine Gärten, vielleicht gehört dem einen oder anderen sogar ein Anteil an den vielen im nahen Walde versteckten grasreichen Waldräumen.

Heute ist der Großteil der Einwohner in den Schwarzenberger Fabriken beschäftigt. Eigene Industrie besitzt Bermsgrün nicht. Doch wird das Spitzenklöppeln sehr gepflegt. Auch wohnen viele Bergleute im Ort.

Die Bermsgrüner haben ziemlich lange ihre Sonderart behauptet. Um 1850 trugen Männer und Frauen, wenn sie sich sonntags vor der Schwarzenberger Kirche sammelten, eigene Tracht; vor allem niedrige steife, mit breiten weißen Tressen besetzte Hauben der älteren Frauen fielen auf. Dies ist alles längst verschwunden, aber ihren derben Humor haben sie noch bewahrt.

Bild 6 Sosa im Winter

Das Bild zeigt, wie in den dichtbewohnten erzgebirgischen Dörfern der Platz äußerst ausgenutzt wird, um zwischen den altheimischen Bauerngütern weiteren Wohnraum zu schaffen. Links unten im Talgrund steht ein Häusel. Das Nachbargebäude ist ein wenig höher gerückt. Ein drittes Dach steigt über die anderen Dächer empor. Wieder etwas erhöht, am Weg, den die Kinder gern auf Schlitten hinunter „ruscheln“, wie der erzgebirgische Ausdruck für Rodeln heißt, sehen wir ein ziemlich großes massives Haus. Drüben überm Talhang, abermals etwas höher, ruhen kleine Güter. Blicken wir rechts das Tal abwärts, so überschneiden sich auch hier die Dächer in malerischem Durcheinander.

Beachten wir noch die mancherlei Anbauten, die das Haus im Vordergrund erhalten hat, und den kleinen Hintergiebel links unten, so verstehen wir, wie der Erzgebirger schon längst um Platz ringen mußte, wenn er nicht aus seiner Heimat auswandern wollte. Gerade Sosa hat tatsächlich viele Auswanderer übers Meer gesandt, weil die karge Heimat, so innig der Erzgebirger sie liebt, doch der wachsenden Bevölkerung keinen Platz mehr bot.

Zum langgestreckten Dorf gehören auch noch viele Waldhäuser, meist ehemalige Bergwerksgebäude, und entfernt gelegene Ortsteile.

Bild 7 *Oberittersgrün im Winter*

Ähnliche Verschachtelungen der Gebäude finden sich in vielen anderen dicht bevölkerten Dörfern. Als Gegenstück zu der Streusiedlung, als die wir einen Teil Rittersgrüns kennen lernten, diene dieses Winterbild. Hier sind die Giebel absonderlich hinter- und nebeneinander gebaut. Es gewährt zugleich einen Blick in die kleinen Höfe mit ihren „Hosen“-Ställen (Kuhhasen) und Holzstapeln. Selbst das bretterverschaltete, nach alter Väter Weise über den eingepлankten Düngerhaufen überhängende Aborthäuschen (diese Art wird jetzt schon selten auf den Dörfern) wirkt mit seinem verschneiten Schrägdach und dem winzigen Fensterchen malerisch. Ferner sieht man an dem bis zum Berghang heruntergezogenen Schleppdach in der Mitte, wie wichtig ein guter Schneeschutz im langen Winter der Kammlandschaft ist.

Bild 8 *Gebirgsneudorf*

Viel armseliger noch wirkt das bei Olbernhau gelegene Gebirgsneudorf. Als Reihendorf steigt es steil nahe dem weiten hauseureichen Olbernhauer Talbecken über das Schweinitztal am Kamm empor, schiebt auch in Seitentälchen seine Häuser entlang, läßt sogar ein paar Fabrikessen sehen (wir sind ja im Bereich der Spielwarenindustrie) und endet hoch oben auf freier Fläche mit winzigen, aneinandergeduckten Hütten. Wie jämmerlich das schmale Vorgärtchen vor den drei engen Fenstern! Tief heruntergezogen sind die Schindeldächer. Auch die Windvorbauten an den Haustüren zeugen von der Rauheit des Winters in dieser ungeschützten Kammlage. Die höchsten Ortsteile liegen mehr als 700 m über dem Meere, dem Schnee und Wind preisgegeben. Hier wird der Unterschied zu Wildenthal, das gleiche Meereshöhe aufweist, aber im Tale geschützt bleibt, deutlich. Die Kammnatur spricht unmittelbar aus dem Bilde zu uns.

Bild 9 *Ullersdorf*

Wer den böhmischen Steilhang an den kühn vorspringenden und dicht bewaldeten Basteien der Strobnitz oder des Wieselsteines erklimmt, dem enthüllt sich dahinter eine eigenartige Hochfläche, deren Einerlei der Geländewellen das obere Flöhagebiet formt. Hier ist der Fleyher Kessel durch Verwitterung im Granit entstanden, während daneben der Granitporphyr den Wieselstein anschwellen läßt. Granit lieferte sandigen Boden, in den die Flöha ihre sanft geschwungenen Wiesentälchen ein grub, ganz im Gegensatz zu dem tiefer unten folgenden Flöhabecken bei Olbernhau und den mehrfachen scharfen Gesteinsdurchbrüchen dieses Gebirgsflüßchens samt seinen felsumgürteten Nebentälern. Bei Ullersdorf auf der Hochebene sehen wir eine ganz flache Mulde, umstanden von Wald. Aber auch Wiesenmoore sind nahebei eingesprenkelt. Die Weichheit der Landschaft, in der die Tälchen gewissermaßen nur die Spiegelbilder kuppiger Wölbungen sind, ist nur vorgefäuscht. Denn wir befinden uns in 800 m über Normalnull, und die Streusiedlung auf dem Bilde ist eines der weit zerfaserten Dörfer, die mühsam von Waldwirtschaft und Viehweide ihr Leben fristen. Die sehr bescheidenen Häuser mit Schindeldächern kennzeichnen die Rauheit, Armut und Abseitigkeit dieser Landschaft. Das arme Dorf trägt den Spitznamen „Übelessen“, weil hier einst ein gekrönter Besucher diesen Eindruck mitnahm.

Geologisch erwähnenswert ist, daß bis in diese Flöhaquell-Landschaft im Mittelalter der Erde Elbsandstein abgelagert worden ist. Offenbar war das gesamte Osterzgebirge vom Elbtal bis hierher untergetaucht in jene Meeresbucht, worin Elbsandstein sich bildete, wogegen das mittlere und westliche Erzgebirge inselartig über das Kreidemeer herausragten.

Bild 10 *Markersbach*

Fruchtbar und geborgen im breiten Raschaugrunde dehnt sich das stattliche Dorf Markersbach. 1240 als Grünhainer Klosterdorf urkundlich erwähnt, zeigt es mit seinen auf dem Bilde deutlichen Flurstreifen ausgeprägten Waldhufencharakter. Aber wie viel milder, wie lieblich fast wirkt diese Bauernlandschaft im Vergleich mit Gebirgsneudorf! Der Blick über Buschwerk und Baumgruppen auf die Kirche mit ihrem fröhlichen Dachreiterurm, oder gegenüber der Weg, der hinauf zum Walde führt und selber schmuckes Busch- und Heckenkleid trägt, desgleichen die Baumgruppen in der lachenden Flur verkünden uns, daß hier eines der behäbigsten Dörfer des Kreises Ave liegt.

Die Eisenbahn Aue—Annaberg zieht unten im Tale entlang. Könnten wir sie weiter nach links übers Bild hinaus verfolgen, so sähen wir sie zu einer riesigen Kurve ausholen, um die sogenannte „Streichhölzerbrücke“ zu erreichen, eine schwindelnd hohe Eisenbrücke, die das Markersbacher Tal samt einigen seiner Häuser auf kühnen Stelzen überquert, um den steilen Aufstieg auf die Scheibenerger Hochfläche zu erzwingen. Der Volksmund hat recht: Von weitem wirken die Eisenpfeiler wie Streichhölzer so dünn.

Markersbach mit dem eingemeindeten, gleichaltrigen Dorfe Mittweida war noch um 1840 Sitz vieler Nagelschmiede. Sie schmiedeten in rauchgeschwärzten Hütten bei mühsamster Feuerarbeit täglich bis zu 12 Dutzend eiserne Nägel oder große Zwecken. Da wurde eine Nagelfabrik gegründet, die viel schneller und billiger Nägel maschinell herstellte. Sogleich wurden die Nagelschmiede arbeitslos und saßen hungernd und verzweifelt vor ihren ärmlichen Häuschen. Im Revolutionsmärz 1848 brach der Unwille der Brotlosen aus. Sie stürmten die Mittweidaer Nagelfabrik und zerstörten die Maschinen: Ein bemerkenswertes Beispiel der sonst nur aus England bekannten Maschinenstürmerei.

KIRCHEN UND BURGEN IM ERZGEBIRGE

Bild 11 Die Kirche von Sosa

Schlufstein und Ruheplatz, gemeinsames Haus der Dörfler, Sinnbild der Eintracht und Ausdruck des Dorfwillens — das ist Aufgabe der Dorfkirche im Landschaftsbild des Erzgebirges. Wie dicht rückt der Wiesenhang nahe der Straße hier an die statliche, weithin im häuserengen Tale von Sosa sichtbare Kirche heran!

Schon im 15. Jahrhundert stand hier eine kleine hölzerne Kirche, und darin predigte seit der Reformation der Eibenstocker Pfarrer, der bei Wind und Wetter über Berg und Tal herüberkommen mußte. Kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege war sie so baufällig, daß sie abgebrochen und durch die jetzige ersetzt werden mußte. Der Turm, den wir im Bilde erblicken, ist erst im Jahre 1700 an das Kirchenoval angebaut worden, nachdem die Gemeinde sich 1681 vom Eibenstocker Pfarramt losgemacht und einen eigenen Geistlichen erkoren hatte.

Ähnlich verlief die Entwicklung in vielen Dörfern des Erzgebirges, die so volkreich wurden, daß sie eigne Pfarrer besolden konnten. Gerade um 1700 sind die Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges soweit überwunden, daß viele Gebirgsdörfer aufblühten. So sind damals eine Reihe Zentralbauten errichtet worden, darunter die Kirche des einsamen Hammerdorfs

Carlsfeld und des Spielwarenortes Seiffen. Sie verkörpern den protestantischen Gedanken im saartartigen Rund und dem Übereinander von Altar, Kanzel und Orgel, die von allen Plätzen der Kirche gut gesehen werden können. Der Schöpfer der Dresdner Frauenkirche, George Bähr, ein Kind des Erzgebirges, hat vor seinem Dresdner Meisterwerk bereits in den Kirchen zu Forchheim und Schmiedeberg bei Dippoldiswalde Rundbauten dieser Art errichtet.

Erwähnt sei hier, daß alte erzgebirgische Bergmannsdörfer starkes Sektenwesen entwickelt haben. Ganz besonders in Sosa sind Methodisten, Baptisten und andere Religionsgemeinschaften häufig. Sie besitzen meist eigene Betsäle.

IM LEICAFORMAT ABBLENDEN — AUF HOCHFORMAT DREHEN

Bild 12 Kirche zu Deutsch-Einsiedel

Deutsch-Einsiedel ist ein Gebirgsdorf an der Grenze. Wie Deutsch-Neudorf dem schon behandelten Gebirgsneudorf, wie Deutsch-Georgenthal dem böhmischen Nachbarort Georgendorf, so entspricht Deutsch-Einsiedel einem Böhmischem-Einsiedel. Diese deutschen Siedlungen sind meist gegründet worden von Glaubensflüchtlingen, wie ja überhaupt viele Grenzorte, darunter eine große Zahl Dörfer bei Olbernhau, nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag 1620 und bald darauf entstanden.

Zwischen 1630 und 1680 wurden hier im Seiffener Zipfel mehr als ein Dutzend Orte von vertriebenen Protestanten neu angelegt. Viele Handwerker zogen aus dem durch die Gegenreformation wieder katholisch gemachten Böhmen hierher, tüchtige, geschickte Leute, großenteils Miturheber der später weltbekannten Spielwarenindustrie von Seiffen, Olbernhau und Grünhainichen. Im Westerzgebirge wurde Johannegeorgenstadt 1654 von Flüchtlingen aus Platten und aus St. Joachimsthal als Bergstadt nach Schachbrettmuster angelegt. Im Osterzgebirge entstanden Georgenfeld und Zinnwald als charakteristische Kammdörfer infolge der Religionsverfolgungen. Wird doch in Zinnwald ein Haus gezeigt, das bei Nacht über die sächsische Grenze herübergeschoben worden sei, an einer Stelle, wo die Grenze besonders unübersichtlich ist. Der Besitzer wollte durch Flucht nach Sachsen der Bedrückung entgehen.

1425 lag an der alten Straße, die von Brück herauf nach Sayda führt, eine Zollstätte „uff dem Einsiedel“. Später stand auf deutscher Seite eine Brettmühle und ein Bauerngut. Krieg und Pest vernichteten die kleine Siedlung, wie ja so viele Dörfer im Dreißigjährigen Krieg gänzlich entvölkert wurden. An dessen Ende kam Zuzug aus Böhmen, so daß 1680 bereits 17 Familien mit 67 Köpfen hier wohnten.

Deutsch-Einsiedel ist eine typische Streusiedlung. Die Kirche, ein schlichter Bau des 18. Jahrhunderts, mitten im Friedhof ihre hohen Fenster und ihr Türmchen gen Himmel erhebend, wurde gerade für Leute, deren Vorhaben um des Glaubens willen ihre Heimat verlassen hatten, ein Mittelpunkt geistigen Lebens.

Bild 13 Kirche zu Markersbach

Aus der Fülle baulich eigenartiger Kirchen des Erzgebirges könnten vor allem die großen Hallenkirchen der Silberstädte Annaberg, Schneeberg, Marienberg herausgegriffen werden, die um 1500 noch in gotischem Stil, aber schon mit mancherlei Merkmalen der beginnenden Renaissance erbaut worden sind. Die Schneeberger St. Wolfgangskirche, einst die größte Kirche Sachsens, ist, ebenso wie die Buchholzer, 1945 zerstört worden. Die St. Annenkirche zu Annaberg, äußerlich in fast abweisender Herbheit dem Wind und Wetter ihrer Gebirgslage angepaßt, beherrscht noch immer, weithin sichtbar, einen großen Teil der obererzgebirgischen Landschaft. Innen birgt ihre hohe Halle köstliche, auch heitere Kunstwerke, vor allem den Bergaltar mit der realistischen Darstellung erzgebirgischen Bergmannslebens um 1500. Auch der Freiburger Dom mit seiner einzigartigen Goldenen Pforte, einem der großartigsten Denkmäler romanischer Plastik in Deutschland, mit seiner Tulpenkanzel aus der Renaissancezeit und vielen Grabmälern des Barock, ist Wahrzeichen erzgebirgischer Kirchenkunst. Überdies besitzen die meisten kleineren Städte baulich bemerkenswerte Kirchen, manche sogar deren zwei aus älterer Zeit, z. B. Geyer, Dippoldiswalde mit romanischen Bauten, Zwönitz, Löbnitz und Annaberg.

Die Dorfkirche zu Markersbach, schon von außen an ihren dicken Mauern und hohen romanischen Fensterbögen als Bauwerk des 13. Jahrhunderts erkennbar, überrascht im Inneren durch eine bäuerlich-bunt bemalte Holzdecke. Auch ihre „Porkirchen“ (Emporen) und Betstübchen, wunderlich übereinander gestaffelt, sind beschnitzt und bemalt. Eine barocke Kanzel, tief herabhängende Leuchter, Grabmäler an den Wänden, ja sogar als einzigartig im Erzgebirge Brautkronen, die in Glas Kästen aufbewahrt werden, machen das Innere zu einem wahren Schatzkästlein.

Bild 14 Die Wehrkirche zu Großrückerswalde

Unverfälscht redet Bauerngeist zu uns in den Wehrkirchen, diesen Gemeindeburgen, die Glauben und Leben gegen feindliche Überfälle schützen sollten. Sie sind zum Teil nach den Hussitenkriegen entstanden und erinnern in gewisser Weise an siebenbürgische Kirchenburgen.

Geyer, Crottendorf und Härtensdorf bei Wildenfels haben schon ihre Friedhöfe und die hinter deren Mauern errichteten Kirchen verteidigungsgemäß angelegt. Die Wehrkirche zu Lauterbach ist die größte ihrer Art. Man hat sie als ein Denkmal aus dem 15. Jahrhundert außerhalb des Dorfes neu aufgebaut und museumsartig erhalten. Aber auch Dörnthal und Mittelsayda, früher noch Mauersberg, vor allem Großrückerswalde hier zeigen Beispiele erzgebirgischer Wehrkirchen.

Wir sehen auf dem Bilde ein steiles, beschindelltes Kirchendach, das vom Dachreiter gekrönt ist, sich nach dem Obergeschoß der Kirche herabziehend zu einem Wehrgang mit Schießluken. Er ruht auf mächtigem Blockwerk des steingefügten Unterbaues und wird von vorgekragten Balken getragen, gerade so breit und hoch, daß den Verteidigern Platz zur Wacht und Abwehr blieb. Im Türmchen tickt ein altes Uhrwerk mit metallischem Klang. Die Fenster waren, der Abwehr wegen, ursprünglich nicht so hoch wie heute. Auch die Anbauten fehlten.

Die Großrückerswalder Kirche ist nicht so groß wie die Lauterbacher, aber ihr Kirchhof mit hohen Lärchen und schmiedeeisernen Kreuzen gibt ein treffliches Bild erzgebirgischer Bauernkultur. Grausig-großartige Pestbilder hängen in diesem wahrscheinlich 1470 erbauten Gotteshaus. Die Balkendecke im Innern ist gefeldert und bunt bemalt.

Bild 15 Schloß Frauenstein

Erzgebirgische Burgen sind teils entstanden als Wachtposten zum Schutz der Urwaldsiedler, wie die Ausgrabungen des Ringwall bei Blauenthal und der Ruine Isenburg bei Niederschlema gezeigt haben, teils als Straßenschutz, wie Hartenstein, Purschenstein, Scharfenstein und Schleittau, teils als Herrschaftssitze, oftmals mit Städtlein zu ihren Füßen, wie Wolkenstein, Zschopau oder Dippoldiswalde.

Frauenstein sicherte den Gebirgsübergang nach Moldau und Böhmen. Im Schutze der Deutschordensburg bildete sich ein Städtlein. Aus romanischer Zeit des Rittersitzes sind Reste einer Kapelle sowie zwei ragende Wehrtürme erhalten, der „dicke Märtel“ und die „Lärmstange“.

1585 bis 1588 wurde von Hans Irmisch, der auch das kurfürstliche Schloß Freudenstein in Freiberg erneuert hatte, ein Renaissanceschloß neben die alte Burg gebaut. Prachtvoll ausgestattet mit Möbeln, Bildern, Schmuck, Rüstungen und einer Bibliothek, büßte es 1728 beim Brand von Burg und Stadt all diese Schätze ein und wurde erst 1783 erneuert. Das Bild zeigt an der Stellung des Turmes zu den Flügeln, in der Form

des Rundturmes und seiner Fenster wesentliche Züge der kursächsischen Baukunst des 16. Jahrhunderts, die in dem mächtigen Bau des weit über erzgebirgische Lande blickenden Schlosses Augustusburg (durch den alten Baumeister Hieronymus Lotter aus Geyer) ihre Vollendung erreichte.

Frauenstein gelangte von verschiedenen adligen Herrengeschlechtern an die Landesfürsten, wurde Sitz eines Amtes und birgt heute noch das Amtsgericht.

IM LEICAFORMAT ABBLENDEN – AUF QUERFORMAT DREHEN

Bild 16 Burg und Stadt Schwarzenberg

Renaissancebau, noch mit gotischen Giebeln, ist auch das Schwarzenberger Schloß. Es geht zurück auf die älteste Anlage ums Jahr 1150, deren Reste noch im Bergfried zu erblicken sind. Dessen drei Meter dicke Mauern wachsen unmittelbar aus dem Felsen empor, ganz ähnlich wie bei der malerischen Felsenburg Stein an der Mulde. Stufen führten zu einem Verließ hinab, das in den Felsen eingehauen war. Palas, Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude schlossen sich an, jäh heraussteigend über den Absturz des Felsriegels. Heute sind die 1555–58 steinern erneuerten Schloßgebäude, die Kurfürst August vor allem für seinen Jagdaufenthalt im Erzgebirge einrichten ließ, von hohen Bäumen umrahmt und dienen als Amtsgerichtsgebäude.

Neben ihnen, die früher durch eine Schlucht mit einer Zugbrücke vom Hauptteil der Felsenbank abgetrennt waren, liegt die Stadt Schwarzenberg. Burg und Stadt bildeten im Mittelalter eine Einheit und waren noch im Dreißigjährigen Kriege, wo sie viele Feinde in ihren Mauern sahen, abwehrbereit. Der Felsen wird von dem Schwarzwasser in scharfer Schleife umflossen. Hier oben, nur durch zwei Tore nach steiler Auffahrt zugänglich und gegen die Nachbarhöhen mit Wall und Graben abgeriegelt, schob sich die Stadt ans Schloß heran, ganz ähnlich wie in Wildenfels Burg und Stadt auf einem schmalen Bergrücken thronen.

Auf dem Bilde sehen wir zwei enge Straßen, die vom Markt nach der Kirche und dem Schloß hinstreben. Das ist der knappe Stadtstreifen. Die Kirche lag ursprünglich an anderer Stelle und wurde erst 1690–99 am südlichen Abhang des Burgfelsens dicht neben dem Schloß an Stelle eines abgebrannten Burgteiles erbaut. Sie wirkt außen schlicht, überrascht aber im Innern mit barocker Kunst und ist besonders bemerkenswert wegen ihrer riesenhaften Gebälkekonstruktion der breiten Decke.

Zu Füßen der allzu engen Oberstadt zogen sich schon immer Vorstädte mit Mühlen, Hammerwerken und sonstigen Gewerbebetrieben am Wasser hin.

Obwohl eine Felsenburg in Schutzlage, steckt Schwarzenberg, von den umgebenden Gebirgshöhen gesehen, tief in einem Talkessel drin, dem mehrere Gewässer zuströmen. Wir schauen also, obwohl erheblich über dem Schwarzwassertal stehend, ringsum zu Bergen und Wäldern hinauf. Gerade durch das Granitbecken von Schwarzenberg sowie durch das noch größere von Aue ist die westerzgebirgische Landschaft stark gegliedert und daher sehr abwechslungsreich. Unser Blick geht hier aus den baumgekrönten Anlagen des Totensteins hinüber auf den malerischen Kern der Stadt.

SILBERSTÄDTE

Bild 17 An der Annaberger Kirche

Die älteste Stadt des Erzgebirges ist Freiberg, als Bergstadt Ende des 12. Jahrhunderts gegründet. Doch gehen auch Löfnitz, jahrhundertlang eine typische Handwerkerstadt, Wolkenstein und Schwarzenberg, beides Amtsstädte, und die Doppelanlage von Dippoldiswalde mindestens auf das 13. Jahrhundert zurück. Bald danach entwickelten sich Bergbauorte an den Greifensteinen zu kleinen Bergstädten: Geyer, Ehrenfriedersdorf und Thum, während Schleifau und Sayda vorgeschobene Posten böhmischer Politik an wichtigen Grenzübergängen wurden.

Ein neuer Aufschwung des erzgebirgischen Städtewesens hub an mit Schneebergs Gründung. Auf wildem Waldberg, der besonders lange den Schnee trägt, zunächst planlos begonnen, wurde es seit 1471 noch im Sinne des alten deutschen Kolonialschemas ausgebaut. Berggeschrei lockte aus ganz Deutschland, aus Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen Bergleute und Silbersucher herbei.

1496 ertönte abermals laute Kunde von Silberfunden, diesmal nahe dem Pöhlberg am Schreckenberg.

Als neue große Silberstadt wurde nach sorgfältig überlegtem Plane die „Neustadt am Schreckenberg“ angelegt, die bald von Kaiser Maximilian I. den Namen St. Annaberg erhielt. Gründer war Herzog Georg der Bärtige in Dresden als Landesherr, aber den Stadtplan entwarf der große Humanist Ulrich Rülein von Calbe. Dieser war Arzt und Mathematiker, auch Bergbaukenner in Freiberg. Von ihm stammt das erste Bergbaubuch. Mit zwei zur Stadtgründung bestimmten Beamten führte er am Abhang des Pöhlberges feierlich den Pflug dort, wo künftig die Stadtmauer stehen sollte. Der Raum innerhalb dieses Ringes wurde auf-

gegliedert nach Straßen und Hofstätten, für den Markt und den Kirchplatz, und den wartenden Siedlern zugeteilt. Der windigen Lage wegen, aber auch vom Gelände abhängig, führte Rüle in die Straßen nicht gerade, sondern ein wenig gebogen. Viele Straßen Annabergs sind un- gemein steil. Wer vom tiefgelegenen Bahnhof zur herrlich thronenden Annenkirche hinaufsteigen muß, spürt den Höhenunterschied von über 100 m gründlich.

Mächtig ragt die Kirche aus den Straßenzeilen heraus. Ihren groben Bruchsteinen tut der die Große Kirchgasse beherrschende Wind nichts an. Bezeichnend für diese Stelle, welche unser Bild zeigt, ist das alte Annaberger Sprichwort:

Wer auf der Sommerleite sieht kein Kind,
Kömmt durch die Kirchgaß ohne Wind,
Und durch die Wolkensteiner Gasse ohne Spott,
Das ist eine Gnad von Gott.

Die Häuser huscheln sich aneinander. Der Schnee und die steile Gasse locken zum übermütigen Rutscheln.

Baulich schöne Häuser mit Netzgewölben aus den Gründungsjahren und Reste der alten Stadtmauer sind noch erhalten.

Gegenüber von Annaberg, auf dem linken Ufer der Sehma, die damals Grenze zwischen dem kurfürstlichen und dem herzoglichen Sachsen war, wurde wenige Jahre nach Annaberg auf Befehl des Kurfürsten die Stadt Buchholz gleichfalls planmäßig gegründet. Die beiden Nachbarn haben lange Zeit trotz vieler Gemeinsamkeiten sich nicht gut miteinander vertragen. Beide sind sie Hauptplätze der Posamentenindustrie geworden. Seit kurzem bilden sie ein städtisches Gemeinwesen mit regem Wirtschafts- und Kultur- leben.

Bild 18 In Scheibenberg

Unmittelbar nach Annabergs Gründung schwoll der Strom der Silbersucher erst recht an. Stadt um Stadt wuchs empor. Am schnellsten entwickelte sich die 1516 gegründete „Wunderstadt“ St. Joachimsthal am böhmischen Ab- hang des Keilberges, die Stadt, aus der der „Taler“ (Joachimsthaler) stammt, ein dort geprägter Guldengroschen. 1521 folgte Marienberg, wohl die klarste Schöpfung dieser Zeit in ihrem Schachbrettmuster mit viereckigem Markt, rechtwinklig und parallel zueinander gelegten Straßen und vier Toren. Gleichzeitig entstanden auf dem Gebirgskamm ungefähr ein Dutzend Städte nach gleichem Grundriß.

1522 wurde Scheibenberg gegründet. Die Besitzer der Landschaft ließen in dem dichten und morastigen Walde unterm Scheibenberg die Bäume fällen und die Stadt in 700 m über dem Meere errichten. Genau wie Annaberg am Abhang des Basaltberges erbaut, erhielt sie ein Oval als Umriß und ein rechtwinkliges Straßennetz um den Markt. Dieser bildet ein großes Viereck, dem viele hübsche Bürgerhäuser ihre Fensterreihen zukehren, manche mit mächtigen Gewölbeausfluren, altertümlichen Türklopfen, kleinen Zugangsstufen oder, wie auch im Bilde deutlich, mit einem Geländer längs dem tieferliegenden Fußsteig. Das Rathausstürm- chen, das wir sehen, und die im oberen Teil der Stadt erbaute Kirche geben dem Stadtbild von weitem einen städtebaulich schönen Abschluß. Auch in Scheibenberg wie in der Doppelstadt Annaberg-Buchholz ist alte Posamentenmacherkunst heimisch. In der Kirche finden wir das Grabmal des Christian Lehmann, der hier als Pfarrer alle Nöte des Drei- ßigjährigen Krieges miterlebt und sie getreulich aufgezeichnet hat. Sein „Historischer Schauplatz derer natürlichen Merkwürdigkeiten in dem Meißnischen Obererzgebirge“ ist 1699 nach seinem Tode von seinen Söhnen herausgegeben worden, das erste umfassende Werk über das Erzgebirge.

Bild 19 Neustädtel

Das Erzgebirge hat mehrere Doppelstädte, ja am Fuße des Fichtelberges ent- wickelten sich ehemals drei Bergbaustädte: Oberwiesenthal, Unterwiesenthal und Böhmisches Wiesen- thal. Ähnlich war's im Osterzgebirge mit Altenberg und Geising, an den Greifensteinen mit Ehrenfriedersdorf, Geyer und Thum. In jedem Falle war der Bergbau Anlaß, dicht beieinander Städte zu gründen.

Wie Annaberg und Buchholz standen sich auch die nebeneinander- liegenden Städte Schneeberg und Neustädtel meist feindlich gegenüber, sind erst neuerdings zu einer Gemeinde vereinigt worden. Neustädtel war ursprünglich Bauerndorf, gegründet um 1200, wurde aber bald von Zinnseifnern bevölkert und im 15. Jahrhundert in Schneebergs jähe Ent- wicklung hineingerissen. Ein großer Teil des Schneeberger Bergbaues spielte sich auf Neustädtels Fluren ab. Viele Bergleute ließen sich in dem kleiner gebliebenen Städtchen nieder, während die reichen Bergherren in Schneeberg prunkvolle Häuser bauten. Marktrecht hatte das neue Städtlein schon vor Schneebergs Gründung erworben, auch ein statt- licher Kirchenbau war emporgewachsen. Um 1500 erhielt Neustädtel sein städtisches Gepräge, und rings um die alten Bauerngüter häuften sich Halden und erwachsen Berggebäude, Pochwerke und Schmelzhütten.

Unser Bild zeigt den Marktplatz, der eigentlich nur aus einer etwas breiten Straße besteht. Hierin erweist sich die allmähliche Entstehung aus einem Bauerndorf im Gegensatz zu den planmäßig gegründeten Bergstädten mit viereckigem Marktplatz. Bäcker und Fleischer, Schuster und Schneider, eine Apotheke und Gasthäuser behaupten hier ihre Plätze. Außerdem aber stehen, unmerklich in die Häuserfront eingliedert, Bauerngüter dazwischen. Die Häuser sind schlicht bürgerlich mit ihren Fenstern und Läden, mit Treppchen und Geländern vor der Haustüre. Die Karlsbader Straße bewältigte jahrhundertlang den starken Verkehr von Norddeutschland über Schneeberg nach dem viel von vornehmen Reisenden aufgesuchten Karlsbad und brachte auch Neustädte manche Vorteile.

Bild 20 *Halden bei Neustädte*

Als 1913 Freibergs Bergbau stillgelegt wurde und die Bergwerke rings um die hochberühmte Silberstadt einem verlassenen Haldenfriedhof glichen, blieben nur wenige Gruben bei Schneeberg, Johanngeorgenstadt und Altenberg in Betrieb. Die meisten Neustädte Grubengebäude des von altersher sogenannten „Hohen Gebirgs“, auf dem wir uns im Bilde befinden, träumten nur noch von alter, längst verklungener Bergheerlichkeit.

Wir sehen ein Huthaus, in dem der Hutmann wohnte. In dessen Obhut blieb der Schacht. Die Halde freilich sehen wir bereits begrast und mit Bäumen umstanden. Viele solche kleinen Grubenhäuser mit der hölzernen „Kaue“, dem Häuslein überm Schachtloch, liegen rings um Neustädte und Schneeberg. Zum Beispiel erblicken wir unmittelbar gegenüber am Abhang des Gletzberges, dessen Wald von links ins Bild eingreift, eine altumbuschte Schachthalde, und weiter oben die Unebenheiten im Gelände verraten, daß hier einst taubes Gestein ausgebracht und auf die Halden geschüttet wurde.

Im Talgrund ziehen sich Teile von Neustädte hin. Wir bemerken Villen und moderne Siedlungsstraßen. Auch eine Fabrikasse qualmt. Denn natürlich blieb den Nachkommen der Bergleute, als die Gruben stillgelegt wurden, nur Fabrikarbeit übrig. Die meisten gingen täglich über den Berg in die großen Betriebe von Aue und Auerhammer. Aber gegenwärtig ist das „Schneeberger Kobaltfeld“, wie das erzeiche Revier

seiner 150 Silber-, Wismut- und vor allem Kobaltgänge wegen heißt, von neuem regem Leben erfüllt. Denn 1946 hat eine neue Blütezeit des erzgebirgischen Bergbaues mit Aue als Mittelpunkt begonnen.

Bild 21 *Bergmannsgasse in Altenberg*

Im Osterzgebirge hatte schon längst Eisenerzbergbau viele Hammerwerke beliefert, aus denen Eisenwaren gemacht wurden, wie eiserne Öfen, Schaufeln, Pflugschare, Sensen, eisernes Gerät aller Art. Weil man dies günstig zu Schiff auf der Elbe von Pirna weiterbeförderte, hieß dieses erzgebirgische Eisen „Pirnische Eisen“.

Erst Mitte des 15. Jahrhunderts wurden rund um den Geisingberg auch Zinn erzgänge fündig. Zinn ist hauptsächlich an den Granit gebunden, und zinnhaltigen Granit nennt der Bergmann „Zwitter“. Bei Altenberg steht Zwitter, oft mit Wolfram und Lithionglimmer verschwistert, hauptsächlich im „Zwitterstock“ an, einem mächtigen Granitkern in der Tiefe. Der Abbau des wertvollen Erzes zwang wegen der Härte des Gesteins zum „Feuersetzen“, indem die Bergleute unter dem Zwitter Buchenholzfeuer entzündeten und das Gestein damit zermürbten, um es leichter heraushauen zu können. Da der ganze Zwitterstock durchtränkt ist mit Zinn, holten die Häuer alles erreichbare Zwittergestein heraus. Riesige Höhlen und Weitungen entstanden dadurch, geradezu unterirdische Dome. Aber dieser leichtsinnige Abbau führte zu gefährlichen Einstürzen. In Altenberg wie auch in Geyer erzählen die tiefen, gähnenden Schlünde der „Pingen“ davon, daß mehrfach die unterirdischen Hallen zusammenbrachen.

Altenberg liegt windumbraust neben seiner Pinge. Steil steigt diese Bergmannsgasse mit den niedrigen Häuerhäuslein empor. Im Winter, der im Osterzgebirge besonders schneereich und von langer Dauer ist, lockt Altenberg als Sportplatz viele Gäste aus Dresden und Berlin herbei. Aber auch Sommerfrischler suchen die hochgelegenen Luftkurorte des Osterzgebirges gern auf. Besonders bitter traf das Kriegsschicksal die Stadt, als 1945 der größte Teil ihrer Häuser in Flammen aufging.

Bild 22 *Zinnwald*

Ein erquickender Fußmarsch oder eine reizvolle Schneeschuhfahrt bringt die Besucher Altenbergs auf der „Langen Gasse“ durch schönen Forst nach Zinnwald. Schutzlos, ohne Berge und Bäume, liegt dieser Berg-

manns- und Grenzort auf der wiesenreichen, aber auch mit Hochmooren durchtränkten Kammhöhe.

Auch in Zinnwalder Bergwerken „brechen“ Zwitter, d. h. sie bilden abbauwürdige Erzadern. Ursprünglich wurde das Zinnerz in vielen kleinen Gruben und Stöllen abgebaut, oftmals von sogenannten „Eigenlehnern“, d. h. Bergleuten, die zu sechs oder acht Mann ein Erzvorkommen „muten“ (zum Abbau erwerben), gemeinsam die Kosten aufbrachten und den Gewinn teilten. Solche Bergmannshäuslein haben wir vor uns.

Im 19. Jahrhundert sank der Zinnpreis, weil die Engländer hinterindisches Zinn von billigsten malayischen Arbeitern ausbringen ließen und auf den Weltmarkt warfen. Die meisten Zinngruben gingen ein.

Aber 1914 kam das „Wolframfieber“ über das Altenberg-Zinnwalder Ländchen. Wolfram als Kriegsmetall wurde teuer bezahlt, und sogleich wühlte alt und jung die Halden der Bergwerke durch, auf die man früher achtlos das schwere, schwarze Wolframerz geworfen hatte. Es hat seinen Namen von Wotans Tieren, dem Wolf und dem Raben, und dient zum Härten des Stahls, auch für Glühbirnen (Osram = Osmium + Wolfram). Heute arbeiten in Altenberg und Zinnwald volkseigene Bergwerke, um diese wichtigen Buntmetalle weiterhin zu gewinnen.

Das Zinn kauften früher zum Teil die berühmten Zinngießerfamilien in den Bergstädten, um Teller, Schüsseln, Humpen, Kaffeekannen, Löffel, Zuckerdosen und vieles andere aus diesem schönen glänzenden Metall zu formen. Aber auch zum Verzinnen des Eisenblechs wurde namentlich im Westergebirge viel Zinn gebraucht und in den Zinnhäusern der Hammerwerke benutzt.

Bild 23 Häuser bei Zinnwald

Dürrig sind Feldbau und Baumwuchs auf den Kammhöhen bei Altenberg. Trotzdem siedelten neben Bergleuten, deren niedere Hütten unten aus Stein gebaut, oben von Schindeldächern und Schindelgiebeln geschützt sind, arme Kleinbauern hier, wie das größere der beiden Gebäude im Bilde zeigt. Wir sehen Stallfenster und den Heuboden, zu dessen Lukentür sogar ein Steg hinaufführt. Auch die hohe Feuerleiter fällt uns auf. Sicher sind soeben am Krüppelwalmdach Schindeln ausgebessert worden.

Die bäuerlichen Anwesen sind wohl so zu erklären, daß in Notzeiten des Bergbaues die Männer Zinnwalds sich damit fortfristeten, daß sie Feldarbeit und Viehzucht, Holzfällen und Beerensuchen betrieben. Sobald aber Bergleute neu eingestellt wurden, kehrten sie zu ihrem eigent-

lichen Berufe zurück. Ende des 19. Jahrhunderts wollte die sächsische Regierung arbeitslose Erzbergleute ins Zwickauer Kohlenbecken bringen. Aber die meisten Zinnwalder und Altenberger hingen so an ihrer kargen, kalten Heimat fest, daß sie lieber zu Hause hungerten, als Kohlenhauer zu werden.

IM LEICAFORMAT ABBLENDEN – AUF HOCHFORMAT DREHEN

Bild 24 Ein Bergmann

Der Erzbergbau hat zähe und genügsame Menschen gebildet. Tag für Tag muß der Bergmann in die finstere „Teufe“ niedersteigen und mit den unterirdischen Mächten und Gefahren ringen, immer bedroht, durch einstürzende Gesteinsmassen erschlagen oder verletzt zu werden. Gesundheitlich ist er dadurch gefährdet, daß beim Abschrämen des Granitgesteines feiner Staub die Lungenflügel verkrustet und frühen Tod herbeiführt. Dazu geringer Lohn für schwerste Arbeit und künftige Not, sobald Schächte stillgelegt werden mußten. All das lastete auf dem Bergmann, machte ihn ernst und schweigsam.

Wir sehen vor uns einen „drecketen“ (dreckigen) Bergmann. So nennt der Erzgebirger den Häuer in Arbeitskluft im Gegensatz zu der farbenfrohen Paradedracht der Bergleute, die bei Festen, Bergaufzügen, aber auch zur „letzten Schicht“, dem Begräbnis eines „Schlegelgesellen“ (heute sagt man Kumpel), angezogen wird. Die Festkleidung, eine ur-eigenste Schöpfung des erzgebirgischen Volkstums, zeigte für jede Sondergruppe im Bergbau und Hüttenwesen Unterschiede: Der Doppelhäuer schritt anders daher als der Bergmaurer oder Zimmerling, der Saigerhüttenarbeiter aus Kupferhammer-Grünthal anders als der Farbbursche aus den Blaufarbenwerken in Niederpfannenstiel oder Oberschlema. Die Häuer trugen auf der Schulter die uralte Bergbarte, eine Axt mit köstlich verziertem Griff.

Demgegenüber braucht der einfahrende Bergmann eine grobe Arbeitskleidung, die manchen Riß und Stoß hinnehmen muß und gegen Schmutz und Feuchtigkeit unempfindlich ist. Der Schachthut, den der Häuer im Bilde trägt, wird seltener aufgesetzt als die hohe zylindrische Filzmütze. Denn vor allem muß der Kopf in den niederen Stöllen geschützt sein beim häufigen Anstoßen an die Balken der Grubenzimmerung. Einen Krug fürs Essen und die unentbehrliche Tabakspfeife, beide durch ein

Kettchen verbunden, sehen wir neben der an einem Riemen getragenen Blendlampe, die mittels eines Hakens am Gebälk vor Ort aufgehängt werden kann.

Bild 25 *Altes Pochwerk im Pöhlaltale*

Mit der Arbeit der Bergleute im finstern Stolln ist's noch längst nicht getan. Das Erz herauszubringen aus tiefen Schächten, dienten einst die turmartigen, mit Schindeln gedeckten Pferdegepöpel, deren letzter von vielen noch unlängst bei Johannegeorgenstadt als Denkmal bergmännischer Technik stand. Heute fahren elektrische Aufzüge in den Förderschächten, oder Diesellokomotiven ziehen ganze Stollnbahnen aus am Abhang offenen Stolln ins Freie.

Das geförderte Erz mußte in der Scheidebank sortiert, im Pochwerk zerstampft werden. Solch Pochwerk nutzte die Wasserkraft eines Baches. Mühlräder drehten eine Welle, die mit kunstreicher Vorrichtung eine Reihe schwerer, eisenbeschlagener Pochstempel nacheinander taktmäßig hob und niederfallen ließ, wodurch die Erzbrocken, die dabei immer von Wasser bespült wurden, allmählich zu feinem Schlamm, dem Schlich, zerkleinert wurden. Heute verwendet man Erzmühlen zum Zermahlen des Erzes. Der erzhaltige Schlamm wird über Schüttelrutschen geleitet, wo die Metalle sich nach ihrer Schwere trennen.

Aus den Pochwerken und Erzwäschen gelangt das Erzmehl in die Schmelzhütten, deren es früher im Erzgebirge sehr viele gab, bei jeder Bergstadt etliche. Die Silberschmelzhütten lieferten das anfallende Silber, Blei und Kupfer weiter an die Münzstätten und Kupferhämmer. Münzen wurden geprägt in ältester Zeit in Löfnitz und Wolkenstein, im 16. Jahrhundert in Annaberg und Schneeberg, am längsten in der Berghauptstadt Freiberg.

Mit dem Aufhören des Bergbaues verfielen die meisten bergmännischen Mühlenwerke, wie das schadhafte Dach des Pochwerkes im Pöhlaltale zeigt.

IM LEICAFORMAT ABBLENDEN – AUF QUERFORMAT DREHEN

Bild 26 *Huthaus am Graul*

Eine stark ausgeprägte Bergbaulandschaft liegt nahe Schwarzenberg. Im Schwarzwassertale wurden bereits im 14. Jahrhundert Eisenerze gewonnen und geschmolzen. Der Emler, ein Höhenrücken, der einen alten Verkehrsweg trug, enthielt viele Gruben. Am Fürstenbrunn und auf dem Graul konnten Erzlagerstätten nahe der Oberfläche abgebaut werden. Sie lieferten Eisen, Zink, Arsen und Ockerfarben.

Das Huthaus auf unserm Bilde stammt aus der Blütezeit des Bergbaues auf dem Graul und vertritt hier als Beispiel viele gutgebaute Bergwerks-

gebäude, wo das Hutglöcklein vom aufgesetzten Glockentürmchen herunter sein Geläut ertönen ließ, wenn sich die Bergleute vor der Einfahrt zum Gebet in der Hutstube versammelten oder gar zu Weihnachten ihre eigenen Bergmetten feierten.

Arsen und Schwefel mußten durch Rösten aus den Erzen beseitigt werden. Schon seit 1564 entstanden eigene Arsenhütten im Erzgebirge, um dies häufig anfallende Gift zu nutzen. Die Arbeiter dieser „Gifthütten“ wurden durch besondere Schutzmaßnahmen, z. B. durch reichliches Milchtrinken, gegen gesundheitliche Nachteile geschützt. Die Gruben des Graul, „Stamm Asser“ und „Gottes Geschick“, lieferten ihre Arsen-, Schwefel- und Kupfererze in das bedeutende Beierfelder Arsen- und Vitriolwerk sowie nach der in nächster Nachbarschaft am Graul stehenden Hütte „Allerheiligen“.

Der Rauch erzgebirgischer Schmelzhütten trug viel Arsengase mit in die Luft und schädigte zeitweise Wälder und Äcker. Im Auer Kessel können des giftigen Hüttenrauches halber noch heute keine Bienen gedeihen. Die Landschaft um Muldenhütten bei Freiberg sieht wie verbrannt aus. Um Schäden der Landwirtschaft zu vermeiden, wurde beim Hüttenwerk Halsbrücke nahe Freiberg die 140 m hohe Halsbrücker Esse erbaut, lange Zeit das höchste Bauwerk der Welt.

Bild 27 *Pfeilhammer bei Schwarzenberg*

Wir sehen das barock gebaute Herrenhaus und die Gutsgebäude des Pfeilhammers in Pöhla vor uns liegen. Dieses Hammerwerk hat seinen Namen von seiner uralten Fabrikmarke, die einen Pfeil zeigt. Es war besonders durch den Guß eiserner Öfen wichtig und liefert noch heute solche.

Urkundlich nachweisbar ist der erste Eisenhammer zu Erla bei Schwarzenberg im Jahre 1380. Aber wahrscheinlich wurden schon vorher die anstehenden Eisenerzgänge von Brauneisenstein, Roteisenstein, Eisenkies und Mangan genutzt. Das Erz wurde in einfachen „Waldworchten“ (Schmiedehütten) auf offenen Herden geschmolzen und zu Eisengerät verarbeitet. Die alten erzgebirgischen Hämmer lieferten Pflugschare, Sensen, Schaufeln, Bergmannsgezäh (Schlegel und Eisen), auch Waffen, wie der Kugelhammer bei Schwarzenberg und die Rohrschmieden von Oberwiesenthal und Olbernhau. Viel wichtiger aber war die Herstellung von Blechen. Eisenstäbe wurden durch langwieriges, mühsames Hin- und Herdrehen unter den schweren, von Wasserrädern bewegten Hämmern zu Blechen gehämmert, die als Schwarzblech an viele Klempner um

Eisenstock und Aue geliefert wurden. In den Zinnhäusern der Hammerwerke verzinkt, gingen sie als Weißblech vorzugsweise nach England. Die Blütezeit für diese bedeutende Ausfuhr aus dem Erzgebirge über Leipzig und Hamburg war etwa 1680 bis 1750. Damals konnten die Hammerherren so stolze Gebäude, wie unser Bild eins zeigt, aufführen. Zu einem Hammerwerk gehörten Eisenerzgruben, Wälder, in denen die Köhler in ihren Meilern Holzkohle brannten, dann Werksgebäude, wie Hammerhaus, Blechhaus, Zinnhaus, Frischhütte (zum Frischen des Eisens, d. h. schmiedbar machen), und besonders ein Hochofen, seit dem 16. Jahrhundert als turmartiges Gemäuer errichtet. Der Hammerherr hatte Erlaubnis zu schlachten, backen, brauen und schänken, woher die „Hammerschänken“ in den erzgebirgischen Eisenorten ihre Namen haben. Er brauchte viele Pferde zu Erz- und Kohlenanfuhr oder um die fertigen Waren fortzuschaffen. Dazu bedurfte jedes Hammerwerk eines Hammergutes, um Hafer und Heu für die Pferde zu ernten. Eine bis zu hundert Köpfen zählende Belegschaft hungriger Hammerschmiede in einsamen Gebirgstälern zu beköstigen, war nicht leicht. Denn oftmals bildeten die erzgebirgischen Hammerwerke kleine Siedlungen für sich, wie wir schon bei Wildenthal gesehen haben.

Die Hammerschmiede, armes, gedrücktes Volk, galten als besonders lustig, übermütig und originell.

Mr sei ja de lustigen Hammerschmiedsgselln,
Könne da bleim, könne ham gieh (heimgehen),
Könne tu wos mr wölln (wollen).

IM LEICAFORMAT ABBLENDEN – AUF HOCHFORMAT DREHEN

AUSBlick AUF DIE ERZGEBIRGISCHE INDUSTRIE

Bild 28 Alte Essen im Blaufarbenwerk Niederpfannenstiel

Auf der Stätte eines im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Hammerwerkes erbaute 1635 der Schneeberger Bergherr Veit Hans Schnorr das Blaufarbenwerk Niederpfannenstiel, jetzt Ortsteil von Aue und nunmehr seit weit über 300 Jahren ein bedeutendes Hüttenwerk. Hier wurden zuerst Kobalterze zu blauer Farbe verarbeitet, später eine Fülle verschiedener metallischer Farben erzeugt. Auch Wismut wurde viel geschmolzen, ja vor dem ersten Weltkrieg besaß Niederpfannenstiel das Wismutmonopol der Welt. Es verarbeitete außer einheimischen Erzen auch viele Erze aus China, Südamerika, dem Kaukasus und anderen Ländern.

1823 hatte der Schneeberger Arzt und erfolgreiche chemische Erfinder Dr. Geitner das Neusilber erfunden, eine Legierung, wozu neben Zink und Kupfer besonders Nickel nötig wurde, das man bis dahin achtlos auf die Halden ausgeschüttet hatte. Dadurch wurden die Blaufarbenwerke Aue-Niederpfannenstiel und Oberschlema bedeutende Nickelwerke und halfen der Auer Besteckindustrie, die das Neusilber zu Hotelgeräten verarbeitete, zu größter Blüte.

Aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts stammen die meisterlich gebauten Essen des Bildes, die arsenreichen Rauch der Hochöfen abführen mußten. Die beiden Blaufarbenwerke sind noch heute als volkseigene Betriebe Nickelwerke und stellen Pflanzenschutzmittel her.

Auch sonst ragen viele hohe Fabriken aus dem Auer Talkessel empor. Denn Aue ist Sitz einer weitbekannten Fabrik für Textilmaschinenbau. In anderen Werken werden Blechbearbeitungsmaschinen, vor allem Ziehpressen, aber auch Bohrhämmer für den Bergbau, Schnitte und Stanzen für die Blechindustrie, Sägegatter und andere Maschinen gebaut. Während die Männer in diesen Metall- und Maschinenfabriken von Aue und Nachbarorten arbeiten, finden viele Frauen und Mädchen in der Baumwollweberei und den Herrenwäschefabriken ihr Brot.

Baumwollindustrie ist bereits 1798 mit den ersten hochgebauten „Spinnmühlen“, die erzgebirgische Wasserkräfte nutzten, eingeführt worden. Um 1860 bestanden im gesamten Erzgebirge gegen 100 Webereien, Spinnereien, Färbereien und Bleichereien zur Baumwollverarbeitung. Siebenstöckige fensterreiche Gebäude zeugen hier und dort noch davon. Doch ist diese Textilindustrie allmählich auf wenige große Betriebe beschränkt worden.

IM LEICAFORMAT ABBLENDEN – AUF QUERFORMAT DREHEN

Bild 29 Alte Hüttengebäude in Muldenhütten bei Freiberg

Das Schmelzhüttenwesen kann als älteste Industrie des Erzgebirges bezeichnet werden und ist noch bis in unsere Zeit hinein wirksam. Sehr verschiedene mechanische und chemische Prozesse in großer Zahl, manche schon zu des großen Bergbauforschers Georgius Agricola Zeit (um 1550) praktisch ausgebildet, seit Gründung der Bergakademie Freiberg (1765) auch theoretisch von deren Professoren vertieft und erweitert, wurden zunächst mit Wasserkraft und Holzkohle, später mit Dampfmaschinen und Koks in vielen über das ganze Gebirge verstreuten Schmelzhütten durchgeführt.

Im 19. Jahrhundert vereinigte der Staat die meisten Hütten im Tal der Freiburger Mulde nahe Freiberg. Hier werden Erze, die mit der Eisenbahn auf dem Bahnhof Muldenhütten am oberen Rande des tief eingeschnittenen Tales ankommen, stufenweise zum Aufbereiten und Verarbeiten heruntergelassen und verteilen sich endlich auf die Goldscheideanstalt, die Arsenhütte, die Schwefelsäurefabrik, die Zinkhütte, die Bleiwarenfabrik, die Schrotfabrik und andere Betriebe. Berühmt war hier einst das Amalgamierwerk zur Silbergewinnung und die erste, 1799 eingerichtete Gasanstalt Europas.

Freibergs Industrie ging größtenteils von den Erzeugnissen dieser Hütten aus. Aber auch den Bedarf des Bergbaus decken Fabriken für Bergwerksmaschinen und bergmännische Geräte. Als 1913 der Bergbau stillgelegt wurde, schulte man die Bergleute um und gründete verschiedene Fabriken in Freiberg, für die auf der Gebirgsbahn über Moldau von Brüx herauf böhmische Braunkohlen rollten, während die Fabriken des westlichen Erzgebirges aus den Revieren Zwickau und Lugau—Ölsnitz Steinkohlen beziehen. Die Entwicklung der Industrie von den alten Wasserkraften für Mühl- und Hammerwerke zu den hochragenden Fabriken mit Kohlenfeuerung und weiter zum elektrischen Antrieb, wie er in der umfangreichen erzgebirgischen Strumpfindustrie und Wirkerei von Thalheim und dem Zwönitztale bei Hunderten von Fabriken eingeführt ist, ergibt ein Stück Geschichte der Technik im Erzgebirge.

Die überraschend vielseitige Industrie des Erzgebirges beruht auf seinen Bodenschätzen, aber auch auf der Zusammenballung von Menschen bis hoch auf den Kamm hinauf, die aus der Blütezeit des Bergbaues herrührt. Bei dessen Nachlassen waren die Gebirgsbewohner zu anderer Arbeit gezwungen, da der karge Boden so viel Menschen unmöglich nur durch Landwirtschaft ernähren kann. So bildeten sich große Industriebezirke, die sich zum Teil deutlich abgrenzen: Im Westerzgebirge herrscht Metall- und Maschinenindustrie vor, ausgehend von den alten Hammerwerken; Eibenstock ist Mittelpunkt der Stickereiindustrie; Annaberg-Buchholz mit vielen Nachbarorten weist Posamentenmacherei in großem Umfange auf; Seiffen-Olbernhau ist als Spielwarenländchen bekannt; das Zwönitztal ist von Strumpfindustrie erfüllt.

Viele fleißige und geschickte Menschen arbeiten in diesen Fabrikationszweigen. Zu alledem kommt der „Neue Anbruch“ im Bergbau hinzu, der Tausenden Arbeit gebracht und wahre Menschenströme erneut ins Erzgebirge heraufgetrieben hat. So ist die schöne, eigenartige Gebirgslandschaft von regstem Wirtschaftstreiben und Verkehrsleben erfüllt.